

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Heilige Schrift

Trilling, Wolfgang: *Das wahre Israels Studien zur Theologie des Matthäusevangeliums (Erfurter Theol. Stud. 7)*. Leipzig, St.-Benno-Verlag 1959. 210 S., DM 21,50.

Dieser Teildruck einer Münchener Dissertation — sich empfehlend durch methodische Sauberkeit, Folgerichtigkeit der Gedankengliederung und klare Disposition — ist in erster Linie für Fachexegeten bestimmt. Aber auch für den Aufgabenbereich unserer Zeitschrift ist die Arbeit aufschlußreich, da es sich nicht um abgelegene Fragen, sondern um die theologische Konzeption handelt, die das Mt-Evangelium von den anderen Synoptikern unterscheidet. Von dieser Aufgabe, der Erfassung nämlich der Eigenaussage des Mt her ist es auch gerechtfertigt, daß der Vf. den Text des Evangeliums nicht bis zum Wort Jesu Christi zurückverfolgt, sondern nur bis zu seinem Erwachsenen aus dem Leben der Kirche. Die Spannung von der Eigen-gestalt, die einzelne Perikopen oder Worte in der vor-evangelischen Überlieferung erhalten haben, zur Gestalt und literarischen Aussagekraft, die ihnen die Schlußredaktion des Evangelisten gegeben hat, springt bei Mt besonders ins Auge. Und aus dieser Spannung erwächst nun das Ergebnis der Arbeit: Gerade bei Mt wird im Hintergrund der Verkündigung die „Kirche“ sichtbar, die — und dies ist die Eigenleistung des Evangelisten — als das „wahre“ Israel im Gegensatz zwar zum treulosen, dennoch aber auf einer Linie mit dem echten Israel des AT geschenkt wird. Diese Kirche denkt „entschieden heidenchristlich-universal“; die judentypisch klingenden Stellen haben ihren „Sitz im Leben“ in einem der Endredaktion vorhergehenden Stadium, nicht aber in der Theologie des Matthäus. Von den vielfältigen Fragen, die der Vf. im Laufe der Untersuchung angeht, verdient die Ablehnung der Thesen, die das Evangelium aus nur einem einzigen Lebensvollzug wie dem der Liturgie erwachsen sehen wollen, besondere Aufmerksamkeit.

Die Struktur der Beweisführung kann mancher ähnlichen Arbeit zum Vorbild werden: zuerst werden längere, zentrale Texte untersucht, und dann wird die theologische Aussage dieser Texte auf der ganzen Breite des Evangeliums behandelt. Nach einer Einleitung über den Missionsbefehl als Schlüssel

zum Verständnis des ganzen Buches wird im ersten Teil die Krisis Israels behandelt (Mt. 21, 33—45; 27, 15—26); an die Stelle der Synagoge tritt im zweiten Teil das wahre Israel, die Kirche (10, 5—6; 15, 24; 18), deren Gesetz, die Erfüllung des Willens Gottes, die „Vollkommenheit wie der Vater“ und das Liebesgebot, im dritten Teil behandelt wird (5, 17—20). J. Sudbrack SJ

Schelkle, Karl Hermann: *Die Petrusbriefe. Der Judasbrief. Herders Theologischer Kommentar zum NT XIII*, 2. Freiburg - Basel - Wien, Herder 1961. 260 S., Ln. DM 26,80.

In gleicher Weise wie der 1953 erschienene Kommentar Schnackenburgs zu den Johannesebriefen ist auch dieser zweite Band in der wissenschaftlichen Kommentarreihe des Herder-Verlags aufgebaut. Jedem Brief werden die Einleitungsfragen vorangestellt; die Briefe selbst sind in größere Sinnabschnitte unterteilt, die nach Darbietung des Textes in eigener Übersetzung Vers für Vers exegiert werden. Einzelne Exkurse fassen zentrale Ideen oder Probleme zusammen; Buchverweise und weiterführende oder speziellwissenschaftliche Fragen werden in den oft-mals sehr wichtigen Anmerkungen geboten.

Wenn neben dem Lob, das diesem Kommentar bisher von allen Seiten gespendet wurde, etwas Spezifisches für die Leser unserer Zeitschrift zu sagen ist, dann muß zuerst auf den Gehalt der drei Briefe selbst hingewiesen werden. Besonders der 2. Petrus- und Judasbrief gehören zu den Schriften, in denen man heute „frühkatholische“ Züge entdeckt: der Glaube geht von dem Kerygma der Apostelpredigt (fides qua) zur Kirchenüberlieferung, zur Paradosis (fides quae) über; eschatologische Fragen werden reflex und nicht mehr nur aus dem Urerlebnis der jungen Kirche besprochen; immer deutlicher wird die sittliche Leistung des Einzelchristen gefordert, statt als selbstverständlich aus dem Christuserlebnis fließend vorausgesetzt. So wird die Frage nach der Kanonizität dieser Schriften im kontroverstheologischen Bezug zu einer Entscheidungsfrage der Konfessionen.

Zur Arbeit selbst ist zu sagen, daß der Vf. ein in der exegetischen Fachliteratur nicht allzu häufiges, erstaunlich leicht lesbares Deutsch schreibt, daß ihm auch jede Sucht

nach Originalität fehlt und er in Fragen, bei denen die Entscheidung noch offensteht nicht vorschnell eine fertige Lösung anpreist. Leider ist die Weiterführung in die exegetische Tradition der Väter hinein der Begrenzung der Kommentarreihe zum Opfer gefallen; nur in den Anmerkungen erfährt man öfter etwas von der Väterexegese — eine der besonders hervorzuhebenden Stärken unseres Autors.

Der saubere Druck (S. 38 wurde das hebräische Wort für Seele verschrieben) und die gute Sprache werden dieexegetische Leistung Schelkles weiteren Kreisen vermitteln, als man es sonst von Büchern dieser Gattung gewohnt ist.

J. Sudbrack SJ

Speyr, Adrienne von: Die katholischen Briefe. Mit einer Einleitung von Hans Urs von Balthasar. Einsiedeln, Johannes-Verlag (1961). 488 und 332 S., Ln. DM 38,— und 32,—.

Man wird den Schriftkommentaren der Vf. (GuL Registerband 266; 32 [1959] 69) nicht gerecht, wenn man den Maßstab des „Buchstabens“ anlegt, anstatt zu versuchen, mit ihr in den „Geist“ des Wortes Gottes einzudringen. So mag man darüber streiten, ob die Geistigkeit der Vf. nicht doch eine zu eigenwillige Ausprägung des einen Geistes der Heiligen Schrift und der Kirche ist, ob die seltsam abstrakte, sublime Bildhaftigkeit ihrer Sprache nicht hinwegführt von den Bildern der Offenbarung, ob die ständige Wiederkehr ein und desselben Grundanliegens dem Durchglühtsein von einer Idee und dem meditativen Kreisen um das „Eine Notwendige“ oder einer Art Leerlauf entspringt, aber man sollte zuerst anerkennen, daß hier ein ernsthaftes Bemühen um jene „geistliche Theologie“ stattfindet, die uns von der modernen französischen Theologie nahegelegt wird, und daß hier jene Synthese von Exegese und Dogmatik versucht wird, die man heute so dringend fordert. Wie gesagt, man mag über das Gelingen dieser Synthese auf der Ebene der Spiritualität streiten, aber vorher muß das Anliegen der V., ihr intellektueller Reichtum, ihre spirituelle Tiefe und die Kühnheit ihres Versuches gewürdigt werden.

So betont wie in diesen beiden Bänden hat Adr. v. Sp. wohl noch niemals die Grundidee ihrer geistlichen Theologie herausgestellt, daß nämlich alles gute, personale Tun des Menschen, gleich ob es Liebe oder Glaube, Barmherzigkeit oder Reue heißt, nur ein analoges, geschöpfliches Spiegelbild einer Haltung ist, die auch dem Gottmenschenninnewohnt, ja letztlich seine volle Ausprä-

gung im innertrinitarischen Leben hat. Die Johannesbriefe bieten der Vf. Gelegenheit, diese ihre Intuition an den zentralen christlichen Vollzügen auszulegen, ähnlich wie die anderen katholischen Briefe es erlauben, die Tugenden des Alltags auf Gott durchsichtig zu machen.

Wir haben hier nur die, wie uns scheint, Grundidee der Vf. herausgestellt, die in der unter größeren Zwischenüberschriften zusammenstellten und Vers für Vers vorangehenden Kommentierung eine reiche Entfaltung findet. Wer die Mühe auf sich nimmt, die beiden vornehm ausgestatteten Bände nicht nur zu lesen, sondern nachzuvollziehen und zu verstehen, wird einen reichen geistlichen Gewinn aus ihnen ziehen. *J. Sudbrack SJ*

Schnackenburg, Rudolf: Die Kirche im Neuen Testamente. Quaestiones Disputatae 14. Freiburg, Herder (1961). 172 S., engl. brosch. DM 10,80.

Der Gesamtintention der Reihe entsprechend legt der Vf. keine Systematik der Kirchenwirklichkeit nach dem NT und auch keine fortlaufende Exegese einzelner wichtiger Stellen der Heiligen Schrift vor, sondern geht von den Fragekreisen aus, in denen nach seinen schon in vielen Veröffentlichungen niedergeschlagenen Forschungen die Heilige Schrift sich mit „Kirche“ beschäftigt. Man wird ihm aber dankbar sein, daß er das Material um sehr deutlich umrisseinen Fragestellungen geordnet hat. Aus welchen Vollzügen erwächst die Kirche? wobei das geschichtliche Werden der jungen Kirche und ihr Wachsen aus der rechtlichen Ordnung, der Verkündigung, dem Kult und der Mission dargestellt wird. Wie stellt sich die Kirche in den verschiedenen Schriften des NT dar? Was ist überhaupt diese Kirche? und zuletzt: Was ist ihre theologische Tiefe? Gerade dieses Kapitel, von Schnackenburg „Das Geheimnis der Kirche“ überschrieben, zeigt, wie eindeutige Begriffe und festgelegte Schemata vor der Wirklichkeitsfülle dessen versagen, was Kirche nach dem NT ist: iirdisch und zugleich überirdisch; Volk Gottes, das Gottes Macht gegenübersteht, und zugleich Leib Christi, integriert in die Gnadenwirklichkeit Gottes; nicht von dieser Welt und doch im Dienste dieser Welt; die Gegenwart des Gottesreiches auf Erden und doch auf dessen eschatologische Wirklichkeit nur hingeordnet.

Wer sich einmal in das Schrifttum Schnackenburgs vertieft hat, wird auch in dieser „Quaestio disputata“ seine wohltuend nüchterne Darstellungsart wiederfinden, die allein

uns zu den Reichtümern der Schrift führen kann, vor denen leere Worte und hochtönende Reden ausgeschlossen bleiben. Zunächst wird er aber auch dem Anliegen des Würzburger Neutestamentlers begegnen, die rein philologische Schriftinterpretation zu übersteigen und zu einer theologischen Tiefschicht des Neuen Testaments zu gelangen, in der auch die Spiritualität reiche Früchte ernten kann.

J. Sudbrack SJ

Schnackenburg, Rudolf: Die stichliche Botschaft des Neuen Testaments. München, Max Hueber Verlag 1962. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 330 S., Ln. DM 13,80.

Wissenschaftliche Qualität und durchsichtige Darstellungsweise dieses schon zum ersten Erscheinen begrüßten Werkes (GuL 28, 1955, 223—224) werden durch die neue Auflage stichhaltiger begründet, als eine Rezension es könnte. Nachzutragen bleiben uns nur noch die Verbesserungen dieser Neuauflage.

Im Aufbau, der sich an die in der Schrift vorgefundene Entfaltung der Botschaft Jesu bis zu den spätestens kanonischen Schriften orientiert, hat sich nichts geändert. Aber fast in jedem Abschnitt ist die korrigierende, ergänzende und weiterführende Hand des Vf.'s zu spüren. Es sind wohl zur Hauptsache vier Aspekte, die in ein helleres Licht gestellt würden. Einmal wirkt sich die Beschäftigung des Autors mit den johanneischen Schriften dahin aus, daß die Theologie des Johannes noch bewußter von ihrem inneren Lebensprinzip her erfaßt wurde, was übrigens auch bei den paulinischen Schriften festzustellen ist. Weiterhin scheinen die Arbeiten Schnackenburgs über die Kirche und ihre Beziehung zur Welt nicht ohne Einfluß auf die Neubearbeitung gewesen zu sein. Hinzu kommt eine verstärkte Einbeziehung der Qumranforschung. Nicht zuletzt muß noch erwähnt werden, daß wir oftmals eindeutigere begriffliche Fassungen feststellen konnten, wobei auch eine Einteilung in erstens, zweitens usw. nicht verschmäht wurde. Wer aber einen mehr systematischen Zugang zur neutestamentlichen Moral sucht, der findet in dem ebenfalls gründlich neu bearbeiteten Sachregister den zuverlässigen Wegweiser.

J. Sudbrack SJ

Jacques Leclercq: Wer mein Jünger sein will. Im Banne des Herrn.

Christliche Wesenshaltung im Zeichen der Heiligen Schrift. Luzern - München, Rex-Verlag (1961). 128 S., kart. DM 8,80; Ln. DM 9,80.

Zu der Krise der christlichen Moral in unserer Zeit hat der bekannte Löwener Theologe J. Leclercq vor einigen Jahren in einem vielbeachteten Werk (GuL 28 [1955] 225) Stellung genommen und gezeigt, woran es nach seiner Überzeugung mangelt: Einerseits sehen viele Christen keine oder wenigstens keine lebensvolle Verbindung zwischen den kodifizierten Sittengesetzen und der Botschaft Christi. Andererseits, stellt Leclercq fest, fällt es den meisten unsagbar schwer, sich von Gott persönlich gerufen und beauftragt zu wissen. Unsere Zeit ist derart verworren, und das Leben des einzelnen im Getriebe des Ganzen verschwindend klein, daß es schwer wird zu glauben, meine konkrete, oft so komplizierte Situation könne wahrhaftig eine Nachfolge Christi werden.

Doch es ist so. Und was J. Leclercq in seinem oben genannten Werk in systematischer Weise behandelt, wird von ihm in dem vorliegenden Buch biblisch vertieft. Durch die vielen angeführten und praktischerweise ganz ausgeschriebenen Schriftstellen wird der betrachtende Leser zu den eigentlichen Quellen christlichen Lebens geführt, zu Christus und seiner Reichgottes-Botschaft. Die Bergpredigt wird mit den heutigen Verhältnissen in Politik, Wirtschaft und privatem Leben konfrontiert und wir werden nicht nur zu einem guten Mensch-sein, sondern zum totalen Ernstmachen mit den Forderungen Christi aufgerufen. Die innere Freiheit und Herzensreinheit befähigen uns, die Liebe des Vaters voll aufzunehmen. Und so können wir in der Welt und vor der Welt die christliche Vollkommenheit leben.

Wenn man sich auch manchmal noch konkretere Bezugnahme auf unsere technisierte und oft überstrapazierte Zeit wünschen möchte, so sind doch die praktischen Anregungen in Sprache und Inhalt zeitgemäß. Man spürt dabei etwas von dem Befreien- und Begeisternden, das der Vf. als Kennzeichen der christlichen Botschaft betrachtet. Im einzelnen geht er auf verschiedene Anwendungsbereiche der Nachfolge Christi ein, die in jedem Stand, Beruf oder Werk verwirklicht werden kann. Es kommt immer auf das eine an, auf das innere Leben, das wir in Christus finden und das durch den Heiligen Geist in uns zur christlichen Tat drängt — in der Zuversicht auf den endgültigen Sieg des Herrn. Zu dieser Jüngerschaft kann das Buch Priestern und Laien eine wertvolle Hilfe sein.

C. Wilken SJ

Maria

Thurian, Max: Marie. Mère du Seigneur — Figure de l'Eglise. Taizé, Les Presses de Taizé (1962). 2. Aufl. 286 S., br. NF 10,50.

Ein erstaunliches Buch, nicht minder erstaunlich wie jenes andere, das der Vf. vor einigen Jahren über die Eucharistie schrieb (vgl. GuL 33 [1960] 228). Wenn ein evangelischer (reformierter) Theologe ein Buch über Maria schreibt, dann ist es selbstverständlich, daß er sich eng an die Aussagen der Heiligen Schrift hält, weniger selbstverständlich, daß er die der evangelischen Theologie und den evangelischen Christen verlorengegangene kirchliche Überlieferung über Maria, soweit sie ihm mit den theologischen Grundanliegen der Reformationskirchen vereinbar scheint, wieder heimzuholen sucht. Es wurde in den letzten Jahren auf evangelischer Seite schon manches Buch über Maria geschrieben, und meist war es das gleiche Anliegen, das die Vf. bewegte. Aber keines von ihnen läßt sich an theologischem Reichtum und geistlicher Tiefe mit diesem vergleichen.

Der Untertitel des Buches — „Mutter des Herrn — Bild der Kirche“ — macht den Grundgedanken des Vf.'s deutlich: Maria ist für ihn die in einzigartiger Weise von Gott Auserwählte, „voll der Gnade“; sie soll nach Gottes Gnadenwahl Mutter des verheilten Messias, des Erlösers, werden und ist in wirklichem Sinn Mutter Gottes, theotokos. Aber sie ist es nur als „Tochter Sion“, als „Bild“ und Repräsentation Israels, des Volkes der Verheißung, und der bräutlichen Kirche, des geistigen Israel. In ihr ist Israel gleichsam Fleisch geworden, wird es in seinen Wesenszügen sichtbar, in ihrem Leben wandelt sich Israel zum Geheimnis der Kirche. So ist sie einerseits ein einmaliger Mensch, keinem anderen vergleichbar, heilig, ohne Sünde, in innigster Gemeinschaft mit Gott, andererseits nur im Zusammenhang mit der ihr von Gott übertragenen Aufgabe zu sehen, hinter der sie als dieser einzelne Mensch zurücktritt. Es gibt darum für den Vf. keine isolierte Marienverehrung. So wie Maria vielmehr selbst, mit ihrer ganzen Person und ihrem Leben, in allem auf Gott und Christus hinweist, Preis der Gnade ist, so muß auch aller Marienpreis in der Christenheit im Grunde Gott, Christus, dem Geheimnis der jungfräulichen Mutter Kirche gelten.

Dieser Grundgedanke wird an den biblischen Aussagen über Maria (Verkündigung, Besuch bei Elisabeth, Darstellung Jesu im Tempel, Hochzeit zu Kana, Unter dem Kreuz, Geistausgießung, Die apokalyptische Frau) aufgewiesen und fortschreitend entfaltet.

Kapitel für Kapitel wird gezeigt, wie in Maria die alttestamentlichen Verheißungen und Vorbilder zur Erfüllung kommen, und wie sich in allen Titeln Mariens: Gnadenvolle, Jungfrau, Mutter, Magd, der Reichtum des messianischen Heils widerspiegelt. Dabei ergeben sich ganz von selbst theologische Folgerungen wie die über das Fürbittegebet Mariens oder ihre geistliche Mutterschaft, die sonst in der heutigen protestantischen Theologie und Frömmigkeit fast unbekannt sind. Die heilsgeschichtliche und bibeltheologische Schriftauslegung des Vf.'s, die nichts anderes als eine volle Ausschöpfung des Literal sinnes der Schrift ist, vermag das Mariengeheimnis in einer Weite und Tiefe zu erhellen, wie es für einen größeren Leserkreis nur wenigen gelungen ist.

Der Vf. will mit seinem Buch dem ökumenischen Anliegen der heutigen Christenheit dienen. Er möchte darum aus der unmittelbaren, aber auch vorbehaltlosen, nichts auslassenden Begegnung mit dem Wort der Offenbarung eine Mariologie und eine Marienfrömmigkeit vorlegen, die sowohl den Reichtum der katholischen Überlieferung umfaßt, wie auch den Vorbehalt der Reformationskirchen der katholischen Marienverehrung gegenüber gerecht wird. Der katholische Christ wird allem, was der Vf. positiv ausführt, zustimmen können (was nicht heißt, daß man unbedingt jede Schriftauslegung für die einzige mögliche halten muß). Wenn es auch der evangelische Christ tun würde, wären wir ein Stück weiter auf dem Weg der Wiedervereinigung. Der Vf. sucht seinen Glaubensbrüder den Zugang zum Geheimnis Mariens u. a. dadurch zu erleichtern, daß er immer wieder Texte der Reformatoren anführt, die zeigen, wie sehr die theologische mariatische Überlieferung der Kirche in der Reformationszeit noch lebendig war. (Diese Texte liegen heute in der vorzüglichen Ausgabe von W. Tappolt, Das Marienlob der Reformatoren, Tübingen 1962, vor.) Thurian kennt aber auch die katholische mariatische Literatur unserer Zeit und macht von ihr ohne Scheu Gebrauch. Was er über das Miteinander von Wort und Sakrament und über die heilstheologischen Zusammenhänge der einzelnen Mariengeheimnisse sagt, kann auch die katholische Marienverehrung nur befrieden. Daß es sich um ein eminent geistliches Buch handelt, braucht nicht eigens betont zu werden.

F. Wulf SJ

La Maternité spirituelle de Marie. VIII^e Congrès Marial National, Lisieux 1961. Rapports Doctri-

naux. Paris, Lethielleux (1962). 188 p., NF 18,00.

Während im deutschen Sprachraum theologische Studien zur Mariologie in den letzten Jahren recht selten geworden sind, kann man gleiches von den romanischen Ländern nicht sagen. Unter den Veröffentlichungen von Bedeutung sind vor allem die Berichte der großen französischen mariologischen Kongresse (veranstaltet von der „Société Française d'Etudes mariales“) zu nennen. Vom internationalen Kongress in Lourdes (1958) über das Thema „Maria und die Kirche“ liegen inzwischen eine Reihe von stattlichen Bänden vor. Die Nationalkongresse in den Jahren 1959, 1960 und 1961 hatten zum Thema: „Maternité spirituelle de Marie“; auch diese Bände mit so bedeutenden Beiträgen wie dem von Th. Koehler „Les principales interprétations traditionnelles de Jo 19, 25—27“ (Bd. I, 119—155; Bd. II, 20—29) liegen vor. Sie enthalten die Äußerungen des kirchlichen Lehramtes zum Thema, die theologische Lehrentwicklung von den biblischen Grundlagen bis zu Scheeben und Newman sowie systematische Beiträge. Der vorliegende Band, der außerhalb dieser Reihe erscheint, bringt nur die Referate des Kongresses von 1961 ohne die Tagungsberichte. Es sind folgende: R. Laurentin: „La Maternité spirituelle de Marie dans la tradition vivante de l'Eglise“ (eine Zusammenfassung und Analyse der dogmengeschichtlichen Beiträge der beiden ersten Bände); Dom Frenaud OSB: „Maternité divine et Maternité spirituelle“ („Siehe da deine Mutter“, Maria unter dem Kreuz, Mutter der Menschen); J.-M. Nicolas OP: „Mediation mariale et Maternité spirituelle“ (Die Mittlerschaft Mariens im Verhältnis zur Mittlerschaft Christi, Gegenstand und Weisen der Mittlerschaft Mariens, Der gläubige Christ vor der Mittlerschaft Mariens); G. Jouassard: „Mediation spirituelle de Notre-Dame et sacerdoce“; Paul-Marie de la Croix OCD: „Vocation religieuse et Maternité spirituelle“ (Die mütterliche Rolle Mariens bei der gnadenhaften Neugeburt des Christen); François de Sainte-Marie OCD: „La Dévotion Mariale de Sainte Thérèse de l'Enfant Jesus“ („Maria mehr Mutter als Königin“, Auslegung des Gebetes der Heiligen „Pourquoi je t'aime, o Marie“); J. Houyvet OP: „La Maternité spirituelle de Marie et la prière du Rosaire“. — Die Beiträge geben nicht nur den theologischen Stand der Frage wieder, sie zeigen auch in sehr eindrucksvoller Weise, in welchem Maße das Geheimnis Mariens, ihre Stellung im Heilgeschehen, die zeitgenössische Frömmigkeit des französischen Katholizismus mitbe-

stimmt. Und immer wieder spürt man, wie unmittelbar hier Theologie ins geistliche Leben übergeht und für dieses fruchtbar gemacht wird.

F. Wulf SJ

Köster, Heinrich M., SAC: *Die Frau, die Christi Mutter war. 1. Teil: Das Zeugnis des Glaubens. 2. Teil: Das Zeugnis der Geschichte (Sammlung: Der Christ in der Welt, VIII, 9a und b).* Aschaffenburg, Pattloch-Verlag 1961. 161 u. 156 S., kart. je DM 3,80.

Der Vf. selbst nennt die beiden Bändchen eine „Kleine mariatische Theologie“. Das erste befaßt sich mit der geschichtlichen Entfaltung der Mariologie: 1. Von Johannes dem Täufer bis zu Johannes dem Evangelisten, 2. bis zum Konzil von Ephesus, 3. bis Albertus Magnus und 4. bis zur Gegenwart. Es wird gezeigt, wie nicht nur die persönlichen Privilegien Mariens allmählich und immer mehr erkannt werden, sondern auch die Stellung Mariens im Gesamtgeheimnis der Erlösung immer heller aufleuchtet, etwa die heilsgeschichtliche Linie Eva — Maria — Kirche oder der theologische Gehalt der Attribute: Braut, Gehilfin, Fürbitterin, Priesterin, Miterlöserin u. dergl. mehr.

Im zweiten Bändchen geht es mehr um die Rolle Mariens in der tatsächlichen Geschichte der Kirche. Nach einer grundsätzlichen Überlegung über das Amt Mariens, ihre Person und Ausrüstung sowie ihre Stellung im Organismus der Kirche folgt ein geschichtlicher Überblick über die führenden Ideen und die Formen der Marienverehrung bis heute, wobei besonders die gegenwärtige Situation genauer besprochen wird.

Die Grundidee des Vf.'s lautet: „Maria soll die gliedhafte Vertreterin der zu erlösenden (und nachher der erlösten) Menschheit sein, und zwar in der Annahme des Sohnes Gottes, der grundlegenden Gnade der Menschheit; in gläubig-empfänglichem Anschluß an den menschgewordenen Sohn Gottes beim Opfer von Golgotha; in der Ausdehnung der Menschwerdung auf die Gesamtheit (durch Bildung und Vollendung des mystischen Leibes Christi) in ihrer himmlischen Fürbitte“ (S. 73).

Ad. Rodewyk SJ

Gössmann, Elisabeth: *Die Verkündigung an Maria im dogmatischen Verständnis des Mittelalters.* München, Max Hueber 1957. 304 S., Ln. DM 14,80.

Das uns verspätet zugegangene Buch darf in dieser Zeitschrift nicht übergangen wer-

den, da es der Vf. gelingt, hinter dem geschichtlichen Ablauf, der durch ausführliche Zitate belegt wird, theologische Entwicklungen sichtbar zu machen, die für das Ringen unserer Zeit um ihre eigene Ausprägung der Spiritualität von Bedeutung sind.

Nach einer kurzen Einleitung über die Interpretation der Verkündigungsgeschichte zur Zeit der Väter analysiert die Vf. für das Früh-, Hoch- (die Zeit der großen Summen) und Spät-Mittelalter nicht nur das „Theologische Schrifttum“, sondern auch volkssprachliche und lateinische „Geistliche Dichtung“, ebenso die „Bildkunst“. Daß ein solch umfassendes Interessengebiet für die Materialauswahl notwendigerweise Beschränkungen verlangt, braucht nicht gesagt zu werden. Trotzdem wundert man sich, daß z. B. Hermann von Schildesche, der nach Zumkeller in Deutschland den ersten Traktat zur Verteidigung der Unbefleckten Empfängnis veröffentlichte, überhaupt nicht genannt oder die Untersuchung des volkssprachlichen Schrifttums fast völlig auf den deutschen Sprachraum eingeschränkt wird.

Das Ergebnis der Untersuchung ist in erster Linie die Herausstellung der Bedeutung, die die Verkündigungsperikope für die Dogmengeschichte gehabt hat. Ihre Interpretierung zeigt nämlich im Laufe der Jahrhunderte eine deutliche Verschiebung der christologischen Sicht zu einem immer stärkeren mariologischen Interesse; ebenso machen es die reichen Belege glaubhaft, „daß die Entwicklung zur Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Marias durch den Einbruch des metaphysischen in das heils geschichtliche Denken hervorgerufen ist“. Auf der anderen Seite muß es durch das Studium dieser Arbeit jedem einsichtig werden, daß sich alle diese Entwicklungen stets am Wort der Schrift orientiert haben, daß es Vätern und Theologen nur um das Verständnis der Szene von Nazareth ging. Daraus geht auch unsere heutige Aufgabe klar hervor: nichts aufzugeben von dem, was uns die Schriftmeditation der Kirche geschenkt hat, aber auch die Breite und die Schriftnähe wiederzugewinnen, auf deren Hintergrund der Kirche die Vorzüge Mariens bewußt wurden.

J. Sudbrack SJ

Roche, Jean SJ: Le silence de la Vierge. „Feuilles d'Évangile“. Paris. Lethielleux (1961). 127 p., br. NF 6,75.

Der Titel des Buches will besagen, Maria habe in allen Situationen ihres ungewöhnlichen Lebens mehr durch die Tat als durch Worte ein volles, vorbehaltloses und freudi-

ges Ja zu dem gesagt, was der himmlische Vater über sie verfügte, ein Ja zu seinen Heilsplänen, deren besonderes Werkzeug sie sein sollte. In lockerer Folge — „Feuilles d'Évangile“ — werden die Stationen des Marienlebens, wie sie von den Evangelisten in einzelnen Ereignissen geschildert oder auch nur angedeutet werden, meditiert. Die Beter aller Zeiten haben es so gemacht. Sie haben sich in das Evangelium hineingedacht und ihr Herz sprechen lassen. Wir Heutigen sind gegenüber einer in erster Linie frommen Ausdeutung des heiligen Textes zurückhaltend, um nicht zu sagen mißtrauisch. Die erbaulichen Marienleben der Vergangenheit haben oft dem „pie meditari licet“ zu viel Raum gegeben. Aber man sollte darum nun nicht in das andere Extrem fallen. Gewiß, wir wissen, daß die Evangelisten kein Leben Jesu und noch viel weniger ein Leben Mariens schreiben wollten. Sie selbst kommentieren schon, was sie mit ihren Augen gesehen und mit ihren Händen betastet haben (1 Jo 1, 1), und sie kommentieren es im Licht der Heilsgeschichte, sie öffnen den Blick für das Mysterium Jesu. Dennoch hat auch der fromme Beter sein Recht, wenn er sich nur an den Text hält und von dem ausgeht, was dieser wirklich aussagen will. Der Vf. des vorliegenden Buches hat sich im großen und ganzen daran gehalten. Man liest seine tiefen und echt empfundenen Gedanken gern und wird zum Beten angeregt. F. Wulf SJ

Johannes XXIII.: Das Rosenkranzgebet. Wien und München, Verlag Herold 1962. 88 S., Pp. DM 4,80.

Der Titel des Büchleins läßt zumindest an die Rosenkranzenzyklika Johannes' XXIII. vom 26. September 1959 denken. Doch wird einleitend nur der in italienischer Sprache geschriebene Apostolische Brief des Papstes vom 29. September 1961 im Auszug wiedergegeben. Als Weisung zum Rosenkranzbeten nennt der Papst darin: 1. Betrachtung der enthaltenen Heilsgeheimnisse, 2. deren Anwendung auf die eigene Person, 3. apostolisches Beten, mündend in apostolisches Tun. — Es folgen knappe Betrachtungen zu den fünfzehn Rosenkranzgeheimnissen. Sie machen den größten Teil des Büchleins aus. Der „Osservatore Romano“ vom 1. Oktober 1961 brachte sie im Anschluß an den Apostolischen Brief. Da sie in den A. A. S. nicht wiedergegeben sind, dürften sie nicht unmittelbar der Feder des Papstes entstammen. Die Betrachtungsgedanken halten sich an das Traditionsgut; sie sind wesentlich, aber wenig originell. Die Verwendung von Anmutungen und rhetorischen Ausrufen als Stilprinzip,

der häufige Griff in den Metaphernschrein frommer Attribute werden jüngeren Menschen aus nicht-südlichen Ländern einen spontanen Zugang zu diesen Geheimnissen nicht leicht machen. — Die Eindeutschung wurde nicht ganz geleistet (z. B.: „analog in

der Substanz der Opfergabe, setzt diese Episode sich in der Kirche fort“, S. 33). Die oben vermerkten Quellen und Daten, die der heutige Leser bei Übersetzungen von Dokumenten erwarten darf, wurden von den Herausgebern nicht angegeben. *K. Kurz SJ*

Geistliche Lesung und Betrachtung

Hillig, Franz: Frömmigkeit des Alltags. Freiburg - Basel - Wien, Herder (1963). 224 S., Ln. DM 15,80.

Der Vf. greift in lockerer Folge Dinge und Ereignisse unseres alltäglichen Lebens heraus — das Kleid, das wir tragen; das Gespräch; das Briefschreiben; der Besuch; das Altern —, um sie aus ihrer Alltäglichkeit zu befreien und dem Menschen von heute einen neuen Zugang zu ihrem humanen und christlichen Sinn zu ermöglichen. Das gelingt ihm in vorzüglicher Weise. Seine frische Art, die Dinge anzupacken, wirkt von vornherein auf den Leser gewinnend, so daß er sich gern aus der Unrat des Tages in die Stille führen läßt. Ohne falschen erbaulichen Ton und ohne einem romantischen, wenig realistischen „Lob der kleinen Dinge“ zu verfallen, versteht er es, die auch in der heutigen technisierten und rationalisierten Welt noch vorhandenen Ansatzpunkte eines humanen und christlichen Lebens aufzuzeigen, um so der Verflachung und dem tödenden Einerlei zu wehren. Das letzte Kapitel: „Gnade der Meditation“ zeigt den Weg, auf dem die aufgezeigten Möglichkeiten eines beseelten Alltags angeeignet, zum selbstverständlichen Besitz gemacht werden können. Ein sehr hilfreiches Buch! Die einzelnen Kapitel sind zum ersten Male in den „Stimmen der Zeit“ erschienen.

F. Wulf SJ

Gegenwart des Herrn. Vierzehn Betrachtungen. Von einem Mönch der Ostkirche. Luzern, Räber-Verlag (1962). 98 S., kart. DM 6,80.

Ein ungenannter Mönch der Ostkirche hat uns vor etwas mehr als Jahresfrist das Buch „Aufblick zum Herrn“ geschenkt (vgl. GuL 35 [1962] 158). Nun erfahren wir seine Gedanken in einem neuen Büchlein, aus dem gleichen innigen Umgang mit dem lebendigen Gott erwachsen.

Es sind Betrachtungen, nicht im herkömmlichen Sinn, sondern eigentlich Gebetsanmütungen, die unmittelbar aus dem Bewußtsein entspringen: Jesus spricht mit mir. Ein Gedanke, ein halber Satz aus dem Evangelium,

ein Wort des Erlösers — sie genügen völlig in ihrer „geistlichen Ergiebigkeit“, um immer wieder daraus zu schöpfen. Da ist verzichtet auf alle literarische Finesse. Da ist nicht gelehrt Theologie und doch ein theologisches Buch, d. h. keine Theologie in bewußter Reflexion und didaktischer Aufgliederung, sondern in der unmittelbaren Öffnung des Herzens dem sprechenden Gott gegenüber. Und Gott spricht immer, sein Wort ist zeitlos. Darum genügt dem unbekannten Autor schon ein halber Satz des Evangeliums, um ihn in seiner vielfältigen Beziehung für das eigene tägliche Leben zum Leuchten zu bringen. In jeder Gebärde Jesu sieht er das eigene Leben schon angedeutet und mit-inhalten. Alles, auch das Geringste, findet Gott und umgekehrt findet die suchende Liebe Gottes auch unser gewöhnlichstes Tun. Das Auftreten in der Frühe, die Ruhe am Abend, das Waschen und Kleiden, das Essen des Brotes und das Berühren eines Menschen: immer fließen dem Vf. eine Vielzahl von Schriftworten zu, die ihm wie „Ikonen“ seines eigenen Tuns erscheinen. Vom Klang des göttlichen Geheimnisses angerührt, beginnt die eigene Seele zu schwingen, die Dinge dieser Welt werden ihr transparent und durchsichtig für die unfaßliche Wirklichkeit des majestätischen Gottes.

In 14 Betrachtungen, der geistlichen Frucht ständigen und vertrauten Umganges mit Gott, wird jedem ohne lange Theorie ein Schlüssel zum Wort Gottes geschenkt — und eigentlich nicht nur zum Wort Gottes, sondern vielmehr noch zum Herzen Gottes.

J. Bill SJ

Comblin, Joseph: Der Auferstandene. Köln - Graz - Wien, Verlag Styria 1962. 253 S., Ln. DM 11,80.

Christlicher Glaube beruht auf der Osterbotschaft. Da der Glaube heute für viele an Realitätsbewußtsein verloren hat, ist es notwendig, dem Geheimnis der Auferstehung in der Verkündigung eine stärkere Beachtung zu schenken. Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat der Vf. sein Werk geschrieben. Er sieht im Osterereignis zunächst das Zur-Macht-Kommen des Herrn. Christi Auf-

erstehung „bezeichnet den Anfang einer in jeder Hinsicht neuen Welt, die sich nicht außerhalb von uns entwickelt, sondern an uns eine Frage stellt und schließlich unsere irdische Welt liquidiert“. Sie zwingt uns keineswegs, die ganze Geschichte dieser Erde für wertlos zu halten. Sie gibt im Gegenteil dieser Geschichte und unserem irdischen Dasein erst Richtung und Bedeutung und „verstärkt so den Impuls der ersten Schöpfung“. Sie sichert also „in der Kontinuität mit dem gegenwärtigen Leben das Heil“. Christus rettet das irdische Leben durch den Tod hindurch. „Die Auferstehung ist eine Wiederherstellung, die notwendig durch eine Auflösung hindurchgeht, der man sich nicht nur (passiv) unterwerfen darf, sondern die man annehmen muß. Das Leben lässt sich nur durch Ent sagen finden. Das ist der Sieg Christi“ (S. 252). Diesen Ideen entsprechend gliedert sich das Buch in die drei Kapitel: Das Zur-Macht-Kommen, Das Ereignis, Der Sieg.

Indem der Vf. also die Osterbotschaft mit dem starken Interesse der heutigen Generation am Geschick der irdischen Wirklichkeiten — man denke nur an das immer lautere Echo, das die Schriften Teilhard de Chardins auslösten — in Verbindung bringt, rückt er es ganz von selbst wieder in die Mitte christlichen Denkens. Der österliche Mensch unserer Tage ist von dem Wissen getragen: Diese unsere Erde ist von Gott angenommen und gerettet.

Ad. Rodewyk SJ

Frank, Alois SAC: Lebensorakunst im Alltag. Friedberg b. Augsburg, Pallotti-Verlag (1962). 220 S., und 12 Bildtafeln, Ln. DM 12,80.

Ein Buch über die Macht des Unscheinbaren im täglichen Leben: von den kleinen, am Rande liegenden und von uns so oft übersehenen Freuden, von den ungenügenden, stillen Minuten, über die Hoffnung des Optimisten, die innere Zufriedenheit des Armen und freiwillig Anspruchslosen und „von der Kunst, überall Gott zu sehen“.

Der Vf. hat diese vor Jahren in der Monatsschrift „Katholisches Apostolat“ in Briefform bereits erschienenen Gedanken nochmals in Buchform zusammengefaßt. Es sind frohmachende, innerlich immer eng zusammenhängende Wahrheiten, die hier in kurzen Kapiteln vorgelegt werden. In schlichter Sprache begegnen wir alltäglichen Sorgen und Problemen, die jeder von uns aus eigener Erfahrung kennt. Das Buch hat manche Ähnlichkeit mit den „christlichen Hauspostillen“ vergangener Zeit. In die Reflexion eigner Kindheits- und Jugenderlebnisse fließt

zwischendurch immer wieder Persönliches, Selbst-Erlebtes mit ein, wodurch der warme und herzliche Ton des Buches noch unterstrichen wird.

Einige kleine Anmerkungen seien erlaubt: Im Zusammenhang mit „Gebet“ und „Nächstenliebe“ würden wir lieber nicht von „Hobby“ und „Steckenpferd“ sprechen. Gelegentlich erscheinen religiöse Verhaltensweisen früherer Zeit leicht idealisiert und der Kompliziertheit heutiger Lebensverhältnisse zuwenig Rechnung getragen. Endlich hätte man mitunter einen noch stärkeren „biblischen Rückgriff“, vor allem auf das Beispiel des Herrn, gewünscht. *J. Bill SJ*

Vander Meer, F.: Sieben wahre Legenden. Köln und Olten, Jakob Hegner (1962). 136 S., Ln. DM 7,80.

Daß jemand im Jahre 1962 neue Legenden formt, erscheint ungewöhnlich. Hinter dem naiven Ton steht hier nicht nur der reife Glaube, sondern auch der wache kritische Sinn. Der Vf. gibt für jede Erzählung seine geschichtliche Quelle an, z. B. „Zu einer Stelle in der ‚Historia Monachorum‘ des Rufinus von Aquileja“ (24), „Nach der Vita sancti Columbae, von Adamnan“ (44), „Nach einem Exempel in einer Homilie des Cäsarius von Heisterbach“ (63), „Nach einer russischen Volkszählung“ (97).

Legende ist, erstens: fabulierende Heiligenzählung, erfährt, zweitens: ihre Sinngebung durch das Auge des Glaubens, und ist, drittens: wenn sie literarisch auftritt, künstlerisch gestaltet. Van der Meer verwirklicht alle drei Eigenschaften, schreibt „wahre Legenden“. Der Fabulierer spinnt die Geschichte, begleitet schmunzelnd seinen Christusträger durch die Welt und in den Himmel, schmückt ihm Stuhl und Stab. Der Gläubige gibt den tieferen Sinn, zeigt die sanfte Aura der Heiligen. Der Schriftsteller baut, bezieht den Teil auf das Ganze, strafft die Gestalt. „Wo die wahren Heiligen vorübergehen, scheint die Sonne. Eine höhere Sonne, die nie untergeht. Sie scheint an merkwürdig unerwarteten Orten. Zuweilen, wenn wir einen alten Bericht lesen, ist es, als schiene sie uns auf die Hände, ja, ins Herz: wir erkennen das Beste, was unter den Menschen geschehen ist“ (EInl.). Van der Meers Legenden gehören verschiedenen Jahrhunderten, verschiedenen Ländern, verschiedenen Heiligtümern an. „Gleichwohl ist uns, als ob wir eine einzige Familie besuchen: die Familie der Gotteskinder, die glücklichste der Welt“ (EInl.).

Legenden sind untragisch, unkompliziert, licht, versöhrend. Das Christenleben, auch

jenes der Heiligen, ist oft bis zum äußersten gespannt, verwickelt, dunkel. Die Legende transponiert ihre Gestalt zugleich herab und hinauf. Hinab, näher zu den Menschen hin, indem sie verschmitzt die kleinen Menschlichkeiten zeigt; hinauf, indem sie vertrau-

ten Umgang mit dem Unsichtbaren darstellt, die Heiligen zu Gott entrückt. Während so vieles, was in unseren Tagen geschrieben wird, niederrreißt und zerstört, bauen diese Erzählungen auf, trösten. K. Kurz SJ

Anthropologie

Przywara, Erich: Mensch. Typologische Anthropologie. Nürnberg, Glock und Lutz (1959). XX und 444 S., Ln. DM 30,—.

In dem umfänglichen, auf 2 Bände berechneten Werk, geht es um eine philosophisch-theologische Lehre vom Menschen, die sich an seinen (des Menschen) realkonkreten Ausprägungen — darum „typologische Anthropologie“ — entfaltet. Von fünf Ansatzpunkten her soll der Logos Mensch ausdrücklich gemacht werden: Zunächst in einer Methodologie, die spezifisch auf die Erkenntnis des Menschen bezogen ist. Der Vf. nennt sie „Anthropos-Philosophie“. Sie unterscheidet sich vom methodischen Ansatz her von einer antiken Seinsmetaphysik, einer mittelalterlichen theologischen Metaphysik, einer neuzeitlichen Kritik des Bewußtseins, einer wissenschaftlichen Soziologie ebenso wie von dem fundamentalontologischen Verfahren Heideggers, bei dem der Mensch nur als „Ort“, wo das Sein sich ver- oder entbirgt, gesichtet wird. In der „Anthropos-Philosophie“ wird in einer Differenz zu einer Logos- und Kosmos-Philosophie als strukturelles Apriori „das Gut“ (bonum) unter den Transzendentalien des Seins herausgestellt. (Das „Wahr“ ist das besondere Transzendentale einer Logos-Philosophie und das „Schön“ einer Kosmos-Philosophie.) Die Struktur dieser Methodologie zu einer Anthropologie scheint zuerst sehr abstrakt gewonnen zu sein, nämlich im Horizont des „Ursprung(s) der drei Philosophien im Verhältnis zwischen ‚philein‘ und ‚sophia‘ im Wort ‚Philosophie‘“, wird aber dann konkretisiert in einem sehr eindrucksvollen Abschnitt von I § 2: „Mensch‘ von ‚Gut‘ her“ mit dem Ergebnis: „Mensch Analogie‘ der ‚Spannung zwischen Gegensätzen‘.“

Im zweiten Schritt, der „Anthropo-Metaphysik“, wird inhaltlich eine Anthropologie vor uns ausgebreitet. Folgende Gesichtspunkte sind dafür maßgebend: „Mensch zwischen Stoff (Natur) und Geist“, „Mensch zwischen Mann und Frau“, „Mensch zwischen Kosmos und Gott“. Hier, im letzten Kapitel, werden auch die theologischen Aspekte des Vf.s sichtbar. Er bejaht den methodischen

Hauptansatz Barths, nämlich „daß eine konkrete Anthropologie erst aus einer Christologie entspringen kann“, verneint aber seine einfache Ineinssetzung von Anthropologie und Christologie. Der Mensch wird zuletzt verstanden als „Paradox zwischen Gott und Anti-Gott“, das als Resultat einer meisterlich entworfenen Theologie des Bundes (II. § 3, 7—10) erscheint. Hiermit schließt der erste Band.

Im zweiten Band soll das Thema von drei weiteren Gesichtspunkten her anvisiert werden: In einer „Anthropo-Morphologie“ soll eine „Lehre von Ideal-Typen wie sie alle geschichtlichen Real-Typen“ immanent sind noch ausdrücklicher behandelt werden. Es handelt sich offenbar um jene Typen, die I. § 2, (2) d schon vorgestellt worden sind. Es soll weiterhin eine „Anthropo-Realogie“ folgen, in der das Unterscheidende der geschichtlichen Real-Typen noch deutlicher werden soll. Das Werk soll schließen mit einer „Anthropo-Eidologie“, einer Lehre vom Menschen, wie sie sich aus den in den hohen Kunstwerken anwesenden Menschenbildern ergibt.

Wir wünschen dem bedeutenden Werk einen guten Fortgang. Um seiner Fülle wirklich ansichtig zu werden, um diese sich ganz zu eigen zu machen, bedarf es einer nicht geringen Mühe, die aber ganz gewiß lohnt.

H. Wulf SJ

Metz, Johannes Baptist: Christliche Anthropozentrik. Über die Denkform des Thomas von Aquin. München, Kösel-Verlag (1962). 139 S., Ln. DM 12,50.

Das Buch hat zu vielen Diskussionen angeregt und zu sehr unterschiedlicher Stellungnahme herausgefordert. Es ist in der Tat „provokierend“. Worum geht es dem Vf.? Es geht im Grunde um die Art und Weise, wie der Mensch der Wirklichkeit *erkennend* begegnet. Die These des Buches ist diese: Das Seinsverständnis des Menschen vollzieht sich im Schema seines Selbstverständnisses. Weil der Mensch in jedem Erkenntnisakt wissend bei sich selbst ist, sich selber „gelichtet“, legt er auch das Sein der gegenständlich Seienden

von der eigenen Seinserfahrung her aus. Seine Seinserkenntnis ist an der Ungegenständlichkeit des Menschen, am Subjekt, nicht am gegenständlichen Kosmos, am Objekt, orientiert.

Es wird nun weiterhin behauptet, daß in der abendländischen Geistesgeschichte bei Thomas von Aquin diese anthropozentrische Denkform durchbreche; wenngleich überlagert durch die kosmozentrische, von der gegenständlichen Welt her genommene, die typisch den Griechen eignete. An der Behandlung von sechs entscheidenden Themen wird das klar gemacht. Dieses Durchbrechen einer „christlichen Anthropozentrik“ habe einen „biblisch-christlichen“ Ursprung. Und so sei das „Thomanische ‚Mittelalter‘ epochale ‚Vermittlung‘ einer neuen Denkform“, nämlich der anthropozentrischen einer transzentalen Deduktion der Grundkategorien des Seins im Rückgang auf das denkende Subjekt.

Was ist zu dieser These zu sagen? Wir halten sie, wenn zunächst einmal vom Historischen abgesehen wird, sachlich im Wesentlichen für richtig. Es hätte vielleicht stärker zum Ausdruck gebracht werden können, daß der Mensch als erkennendes Subjekt, als erbündiges Geist-Leib-Wesen, tatsächlich nie ganz wissend bei sich selber sein kann. Auch in ihm realisiert sich das Axiom: „ens et verum convertuntur“ nicht ungebrochen. Das Element der Sinnlichkeit wird in der faktischen Seinsverfassung des Menschen nie ganz „durchlichtet“. Zum Geschichtlichen sei dieses angemerkt: Schon das griechische Seinsverständnis war nicht nur kosmozentrisch. Man denke nur an die Sophistik, vor allem an den Satz des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Und noch ein weiteres: Wesentlich stärker als bei Thomas bricht das Moment des Anthropozentrischen im Spätmittelalter durch. Man denke etwa an die Behandlung des Universalienproblems durch Scotus und Occam. Hier dürfte über die Universität Oxford ein überspannter „kosmozentrischer“, statischer Essentialismus radikal und in häretischer Überspitzung abgebaut worden sein. Und gerade dieser Abbau hat in historisch greifbarer Weise an der am Subjekt orientierten Gestalt der Philosophie der Neuzeit mitgebaut.

H. Wulf SJ

Ulrich, Ferdinand: Homo Abyssus. Das Wagnis der Seins-Frage. Einsiedeln, Johannes-Verlag (1961). 464 S., Ln. DM 35,—.

Vorliegende philosophische Arbeit, deren ungemein schwierige, wenn auch genau formulierende und durch den persönlichen An-

spruch zum Nachvollzug auffordernde Sprache auch dem Fachphilosophen die Mühe des Mitdenkens nicht ersparen wird, liegt auf den ersten Blick außerhalb des Gegenstandsbereiches unserer Zeitschrift. Wenn wir sie dennoch hier anzeigen zu müssen glauben, liegt das an der Tiefenschicht, die der Vf. im „Homo Abyssus“, im „Abgrund-Mensch“ aufdeckt, eine Tiefenschicht, in der jedes Bemühen um den Menschen, sei es psychologischer, künstlerischer, philosophischer, theologischer oder eben auch spiritueller Art, zur einheitlichen Aussage zusammenschmilzt.

Der Vf. greift die Denkbewegung, die im deutschsprachigen Raum durch Namen wie K. Rahner, M. Müller, J. B. Lotz, G. Siewerth, B. Welte, L. Oeing-Hanhoff u. a. gekennzeichnet werden kann, wobei er innerhalb dieses Rahmens einer Seinsauffassung, die vom Teilhabegedanken befruchtet wird, gegenüber einer mehr dynamischen Konzeption den Vorzug gibt. Die Frage nach dem Selbst und dem Sinn des Menschen und die Frage nach dem Sein decken sich im letzten und münden, nicht in logischer Abstufung, sondern in gegenseitiger Implikation in die eine Frage nach dem Ursprung des Seins und dem eigentlichen Sein, in Gott. Und da die erste Frage schon vom konkreten Menschen gestellt wird, taucht in der Antwort, die eigentlich keine Antwort ist, sondern ein immer neues Erfragen der einen und eigentlichen Seins-Mitte, der konkrete Gott und die konkrete Heilsgeschichte auf. Diesem „abyssus abyssum invocat“, was im Mittelalter gerne interpretiert wurde: der Abgrund-Mensch öffnet sich in den Abgrund-Gott, gilt die Untersuchung Ulrichs. Es ist wohl deutlich, daß damit eine Grundlegung der christlichen Spiritualität geboten wird, denn auch hier geht es um die Frage der beiden Abgründe: Gott und Mensch, die ebensogut als ein einziger Abgrund bezeichnet werden können. Durch ausdrückliche Hinweise auf Theologumena, besonders aber durch Spuren, die der Vf. schon in der Metaphysik aufdeckt, die aber letztlich nur in der Theologie entchiffert werden können, wird bei Ulrich die „Christlichkeit“ des philosophischen Denkens und damit besonders der konkrete Vollzug des Christlichen so deutlich, wie kaum in einer philosophischen Arbeit zuvor. So wird z. B. von der „Versuchung“ des Denkens, vom „Seinsgehorsam“, von der „Seinsempfängnis“, von der „unendlichen Sehnsucht“, von der „imitatio des Seins“, von der „Armut der Vernunft und des Willens“, von der „Entäußerung des Seins“ usw. gesprochen, alles Begriffe, die den Leser, der das anstrengende Studium dieses Werkes auf sich genommen hat, dazu zwingen, in die Theologie, und weiter noch, auf die kon-

krete Verwirklichung der Theologie, auf die Spiritualität sich hinzu bewegen.

J. Sudbrack SJ

Pieper, Josef: Begeisterung und göttlicher Wahnsinn. Über den platonischen Dialog „Phaidros“. München, Kösel-Uerlag (1962). 176 S., kart. DM 8,50.

Die Interpretation eines bedeutsamen Wortes der Vorzeit ist etwas anderes als ein Nachsagen fremder Gedanken; sie ist — Pieper hat es an anderer Stelle gezeigt — der menschliche Urvollzug des Weisenseins. Der wahrhaft Weise nämlich weiß sich getragen vom Strom „heiliger Überlieferung“, weiß sich als den Mund einer Wahrheit, die größer ist als er selbst.

Diese Gedanken klingen auch in vorliegender Interpretation, die sich sehr genau an den vielumstrittenen Dialog des Sokrates mit dem jungen, begeisterungsfähigen Phaidros hält, immer wieder an. Die Interpretationskunst Piepers verwebt sich hier mit dem, was Platon sagen wollte, zu einer Aussage von überraschender Aktualität: Nicht dort geschieht das eigentlich Menschliche, wo der Mensch in autarker, kritischer Selbstmächtigkeit auftritt, sondern dort, wo er von etwas Übermenschlichem, von der „Begeisterung und vom göttlichen Wahnsinn“ erfaßt wird. Man möchte fast meinen, daß Pieper die christliche Seele des heidnischen Philosophen für unsere Zeit wiederentdecken möchte. Was er in dem „göttlichen Wahnsinn“ findet, den Platon als prophetische Ekstase, als die geschenkte innere Umkehr und Reinigung, als die musiche Entrücktheit und als die erotische Erschütterung beschreibt, ist nicht mehr und nicht weniger als das Geöffnetsein des Menschen über sich selbst hinaus zu dem Göttlichen, nichts anderes als das Freiwerden von der Verfangenheit in den Netzen des selbstbezogenen Denkens und das gelöste Anerkennen des Freiheitsraumes, in dem Gott von uns Besitz ergreift. Der platonische Eros, den Pieper entschieden gegen Vorwürfe wie Selbstliebe oder Gegensatz zur christlichen Agape in Schutz nimmt, ist ein Ergriffenwerden von „göttlichem Wahnsinn“, der den Menschen übersteigt und zugleich erfüllt; und er mündet — „anders kann man den Schluß der Diotima-Rede . . . kaum deuten“ — in eine Haltung, „die man am ehesten als Anbetung bezeichnen könnte“.

Diese Zentralidee wird aber keineswegs, weder von Platon noch von Pieper, in „platonischer“ Weltfremdheit bedacht. Man lese nur den Eingang, wo Sokrates (-Platon-Pieper) mit überlegener Ironie diejenigen ad absurdum führt, die in der reinen Form, in

dem schönen und gekonnten „Wie“ den Höhepunkt des Menschlichen sehen, und dabei den Inhalt der Aussage, die Wahrheit der Rede und den am Absoluten zu messenden Wert verachten, oder man lese die Apologetik für die sich am Sinnlichen und Konkreten entfachende Liebe. Es ist wirklich kein Rezensions-Topos, wenn wir gestehen müssen, daß etwas von dem Nimbus der Weisheit, den Platon seinem Lehrer Sokrates geschenkt hat, auch über diesem Büchlein liegt. Und dieser Nimbus ist nicht in dem matten, abblätternden Gold der Vergangenheit, sondern in den kräftigen Farben der Gegenwart gezeidnet: ein eindrucksvoller Beweis für Piepers These von der „heiligen Überlieferung“.

J. Sudbrack SJ

Kraus, Annie: Vom Wesen und Ursprung der Dummheit. Köln und Olten, Jakob Hegner (1962). 124 S., Ln. DM 10,80.

Wir sind leicht bei der Hand, unsere Mitmenschen der Dummheit zu bezichtigen, und meinen gemeinhin, daß auch Götter gegen sie nichts vermöchten. Die Autorin dieses Buches will zeigen: hier verstehen wir Dummheit zu eng. Wir beziehen sie auf den Verstand allein, anstatt auf den Willen und weiter auf den ganzen Menschen. Aber Dummheit kann auch Schuld sein, wenn der Mensch sich innerlich so abgestumpft und rauh gemacht hat, daß er falsch urteilt, vor allem Gott verkennt. Wir stoßen hier auf den Sinn biblischer Torheit, der Haltung eines Menschen, der allein sich selbst bejaht, nicht achzend, daß er damit schon sich selbst verneint. Denn nur im Bejahren Gottes kann er auch seine eigene Wirklichkeit voll wahren. Vorliegendes Büchlein zeigt diese Tieffdimension der Dummheit auf: in der Bibel, in der Sprache, im Denken und Wollen des Menschen, in der Geschichte, besonders der Geschichte der Philosophie, überall wird die Stumpfheit entdeckt, die den Menschen auf sich selbst zurückverweist und so seine Größe verkürzt. Der eigentliche Dumme ist der Mensch, der glaubt sich selbst genügen zu können, und der sich deshalb dem Nächsten und Gott verschließt.

Manches angeführte Phänomen könnte man anders deuten, auch scheint die geschichtliche Wirklichkeit einseitig schematisiert zu sein; doch wer kommt daran vorbei, will er eine Teilwirklichkeit betrachten? Jedenfalls versucht die Autorin immer den ganzen Menschen im Blick zu behalten, und das ist entscheidend. Man wird das Buch um einige fruchtbare Erkenntnisse reicher schließen.

G. Heussen SJ

Biographie

Brouwers, L. SJ: Carolus Scribani SJ 1561—1629. Een groot man van de Contra-Reformatie in de Nederlanden (Studien en tekstuutgaven van „Ons geestelijk Erf“, XIU). Antwerpen, Ruusbroec-Genootschap 1961. XXIII — 589 S. u. 9 Bilder, Ln. FrB 275,—.

Carolus Scribani, zu dessen 400. Geburtstag das vorliegende Werk erschien, gehört zu den bedeutendsten Jesuiten seiner Zeit im flandrisch-niederländischen Raum. An Hand eines sehr breiten Quellenmaterials sucht der Vf. seine Gestalt zu zeichnen und seine Bedeutung im Rahmen seiner Zeit und Umwelt aufzuzeigen. Er möchte damit zugleich einen Beitrag zur besseren Kenntnis der Gegenreformation in Flandern und in den Niederlanden leisten.

Scribani wurde 1561 in Brüssel geboren. Sein Vater war Italiener, seine Mutter stammte aus Gent. Er selbst fühlte sich durchaus als Flamme. Seine Gymnasialbildung erhielt er im Jesuitenkolleg zu Köln. Danach trat er zu Trier ins Noviziat des Ordens ein. Seine erste Tätigkeit entfaltete er in Molsheim und Trier, dann holte ihn der Provinzial der Belgischen Provinz in die Heimat zurück. Von nun an lag der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in Antwerpen, das er in zwei großen Werken verherrlichte. Hier wurde er zum Priester geweiht. Von 1593 bis 1613 war er zuerst Studienpräfekt und dann Rektor des dortigen Jesuitenkollegs, das er zu großem Ansehen brachte. Anschließend wurde er Provinzial der belgo-flandrischen Provinz und wieder Rektor des Brüsseler Kollegs. Er erwarb sich den Ruf eines außergewöhnlich fähigen Obern. Wie er sein Amt auffaßte, kann man noch heute in seinem Buch über den Ordensobern sehen (*Superior Religiosus*).

Es ist erstaunlich, welch literarische Tätigkeit Scribani bei all seinen Ämtern noch entfaltete. Seine ersten Werke sind apologetischer Natur. Sie richten sich gegen die Calvinisten und wehren ihre Angriffe gegen Kirche und Orden ab. Scribanis Antwort war gründlich, schlagfertig und bisweilen sehr scharf. Der größere Teil seiner Schriften ist aszetischen Inhalts. Während die apologetischen Werke meist lateinisch geschrieben sind — in einem ausgezeichneten, wenn auch barock überladenen Stil —, sind die aszetischen Werke in der Landessprache verfaßt. An diesen lag ihm persönlich am meisten, weil sie seiner tiefenfrommen Geistesart entsprachen. Er blieb nicht an der Oberfläche. Das zeigt sich besonders in seinem „*Medicus Religiosus*“, einem Buch, das man am besten

mit den „*Industriae*“ seines Ordensgenerals P. Aquaviva vergleichen kann, nur daß es viel ausführlicher ist. In den „*Meditationen*“ und in „*Den Gheestlichen Wyngaert*“ gibt er eine gründliche theoretische wie praktische Einführung in das betrachtende Gebet. Im Aufbau hält er sich an das Schema von den „Drei Wegen“. All seine Bücher verraten eine große Belesenheit, wobei ihm seine ausgedehnten Sprachkenntnisse zugute kamen, denn außer seiner Muttersprache und den beiden alten klassischen Sprachen verstand er noch Italicisch, Spanisch, Französisch und Deutsch.

Man darf wohl sagen, daß es P. Brouwers gelungen ist, ein sehr eindrucksvolles und zuverlässiges Bild dieser reichen, vielseitigen Persönlichkeit zu geben. Sein Werk ist klar geordnet, gut geschrieben, exakt in Anmerkungen und Zitaten, ausführlich in der Bibliographie, dcn verschiedenen Indices und den Beigaben. Ein solches Denkmal, noch nach 400 Jahren errichtet, beweist allein schon, daß Carolus Scribani ein überragender Mann gewesen sein muß, der über seine Zeit hinaus gewirkt hat. *A. Rodewyk SJ*

Blanchard, P.: Le Vénérable Libermann. Tome I: Son expérience — sa doctrine. Tome II: sa personnalité — son action (Collection: „Études Carmélitaines“). Desclée De Brouwer, Bruges 1960. 576 + 520 p. 2 Bde. FrB 480.

Die Dissertation, die der Vf. (Professor an den Facultés Catholiques de Lyon) 1959 an der Sorbonne verteidigte, ist das erste wissenschaftliche Werk über P. Libermann, das bis heute veröffentlicht wurde. In der Einleitung werden die bisher erschienenen systematischen Studien über Libermann einer Kritik unterzogen. Blanchard kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sie neben vielem Wertvollen nicht geringe Mängel aufweisen. Er zählt folgende auf: Man habe Libermann bis dahin zu sehr von der allgemeinen Geschichte der Spiritualität isoliert; man habe es versäumt, die Ursprünglichkeit Libermanns genügend hervorzuheben; und schließlich habe man bisher kaum die Aktualität der religiösen Erfahrung Libermanns für unsere Zeit entdeckt. Seinen eigenen Versuch bezeichnet Blanchard als religionspsychologische Studie (I, 20), die die Beziehungen zwischen Erfahrung und „Doktrin“ bei Libermann herausarbeiten will.

Das Werk hat drei Teile. Der *erste Teil „Les fondements de l'expérience“* behandelt die jüdische Erziehung Libermanns, seine

Bekehrung, seine Epilepsie, seinen Kontakt mit der Bibel, besonders mit dem Johannes-evangelium, die Spiritualität und die Theologie, mit denen er auf dem Seminar in Berührung kam (I, 29—254). — Der zweite Teil „Structure de l'expérience et synthèse de la spiritualité“ behandelt die Grunderfahrung dieses „Theodidakten“ (1 Thess 4, 9), aus der die Gesamtheit seiner religiösen Erkenntnisse hergeleitet werden muß. Diese Grunderfahrung ist das Bewußtsein des absoluten Vorrangs von Gottes Handeln, dem gegenüber die empfangende, nachfolgende Aktivität des Menschen den Charakter der „Passivität“ hat. Der Mensch darf den Impulsen Gottes keinen Widerstand leisten; er muß sich von Ihm gebrauchen lassen. Grundbegriffe dieser Spiritualität sind demnach: Vorsehung, Hingabe (abandon) und Friede. — Der dritte Teil (Bd. II) behandelt die enorme und vielseitige Aktivität dieses Vertreters der „passivité“. Nach einer ersten, etwas abstrakten Betrachtung über Libermann und das Priestertum (II, 11—108) folgt Blanchard Libermann auf die drei Arbeits- und Erlebnisfelder, auf denen er seine Hingabe an den aktiven Gott verwirklichte: l'expérience du directeur (II, 109—233), l'expérience missionnaire (II, 235—343), l'expérience du fondateur (II, 345—453). Bewußt steht hier jeweils das Wort „expérience“; es weist auf das zentrale Anliegen der Studie hin.

Der Verfasser schließt mit einem Versuch, Libermanns religiöse Physiognomie unter dem Stichwort „Prophetismus“ zusammenzufassen, wobei unter Prophetismus die Interpretierung und Sinngebung von Welt und eigener Situation aus einer intensiven Verbundenheit mit dem wirkenden Gott verstanden wird.

Zur Beurteilung des Werkes muß zuallererst gesagt werden, daß noch nie auf eine derartige intensive Weise und mit soviel Aufmerksamkeit für die Hintergründe (z. B. Judentum, Epilepsie), für Spiritualität und Leben, für „Doktrin“ und „Aktion“, auf die Person und die Schriften Libermanns eingegangen wurde. Wertvoll ist auch, daß Libermann selbst reichlich zu Wort kommt; liegen doch die meisten seiner Schriften noch nicht im Druck vor. Dennoch meinen wir, daß die Mängel, die Blanchard bei seinen Vorgängern mit Recht feststellen mußte, von ihm selbst nicht ganz überwunden noch vermieden worden sind. Wir hätten gern die Ursprünglichkeit Libermanns, wie auch die Gegenwartsbedeutung seiner außergewöhnlichen Erkenntnisse, die von Blanchard in einer gewissen Gleichwertigkeit hintereinander aufgezeigt und besprochen werden, genauer untersucht gesehen. Sie können sich

aber nur in einer Konfrontierung Libermanns mit seiner Umgebung, mit der Theologie und mit der heutigen Zeit zeigen. a) Konfrontierung Libermanns mit seiner Umgebung: Judentum, Seminarmilieu, der herrschende Missionsgedanke, die gültigen Ideen über religiöse Führung, das Verhältnis Priester und Politik, Priester und Kultur, Gallikanismus und Ultramontanismus usw. Bei Blanchard ist unsere einzige Informationsquelle dafür fast ausschließlich Libermann selbst. *Audiatur et altera pars!* Der Autor will eine religionspsychologische Studie, keine Biographie schreiben. Aber ohne eine breit angelegte historische Situations-schilderung ist es nicht möglich, „à dégager, ce qui, en psychologie religieuse et en histoire de la spiritualité, est d'un intérêt primordial, à savoir l'originalité de l'auteur“ (II, 111, Ann. 2). — b) Konfrontierung Libermanns mit der Theologie. Implicit ist diese Konfrontierung im Werk Blanchards zwar vorhanden. Aber wir hätten diesen Dialog mit den außergewöhnlichen Erkenntnissen Libermanns, die der Verfasser zur Sprache bringt, gern stärker durchgeführt gesehen. So genügt es u. E. nicht, neben die neuen Missionierungserkenntnisse und -impulse Pater Libermanns ein paar Stücke aus Päpstlichen Enzykliken (II, 278, 289, 292, 293, 308) zu stellen. Damit allein ist der Titel des Kapitels: „Principes de théologie missionnaire“ (II, 275) noch nicht gerechtfertigt! — c) Konfrontierung Libermanns mit der heutigen Zeit. Auch dieses Gespräch fehlt bei Blanchard nicht. Oft weist er auf die große Bedeutung hin, die das existentielle Bekenntnis des „Propheten“ Libermann für die wirkende und mächtige Gegenwart Gottes in der heutigen Welt haben kann, in der das Bekenntnis menschlicher Einsamkeit, Verlorenheit, Ohnmacht und Angst beinahe jede andere Stimme zu übertönen droht. Aber diese Konfrontierung hätte thematischer durchgeführt werden müssen und auch als Trennungsprinzip dafür gelten können, was wohl oder was nicht hervorgehoben zu werden verdiente. Denn nicht alle Äußerungen und Erkenntnisse Libermanns verdienen die gleiche Aufmerksamkeit und Hervorhebung. Man gewinnt bei Blanchard bisweilen den Eindruck, daß ungefähr alles, was Libermann über das religiöse Leben schrieb, in allen Umständen gültige „Lehre“ bedeuten, ein Gesetz („loi“), wie es der Verfasser gern nennt. Damit wird aber Libermann zweifelsohne zu sehr strapaziert. Die Diagnose der Klosterberufung seiner Nichten etwa (II, 109—202), die Äußerung über Studium und Sachverständigkeit von Missionarinnen in Afrika: „le médiocre et le très

médiocre suffit" (II, 260) oder die Beschreibung der protestantischen Mission in Afrika (II, 321), um einige Beispiele zu nennen, sind nicht unbedingt gültig.

Wir beschränken uns auf diese Bemerkungen. Sie sollen und können die Leistung des Verfassers nicht mindern. Auf einige kleine Druckfehler sei noch hingewiesen: I, 559: die Anmerkung über Valéry-Radot muß 14 lauten; II, 445, Anm. 1: die Jahreszahl muß 1849 heißen; II, 393, Anm. 4: 1845 statt 1847; II, 256: ND IX, 330 statt ND 330; II, 67: statt Oktober 1842 muß es heißen Oktober 1841; II, 313: qui nous charge d'y travailler statt qui vous charge...; II, 297: "vous vous contentez de trois" macht nicht deutlich, daß es sich um drei Bischöfe handelt.

J. Heijke CSSP

Kloiddt, Franz: Verräter oder Märtyrer? Dokumente katholischer Blutzeugen der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung geben Antwort. Düsseldorf, Patmos-Verlag 1962. 236 S., kart. DM 8,80.

Die 15 Blutzeugen, über die hier berichtet wird — es ist nur eine kleine Auswahl einer viel größeren Schar — sind: Heinz Bello, Nikolaus Groß, Kilian Kirchhoff, Erich Klaußener, Bernhard Letterhaus, die vier Lübecker Kapläne, Max Josef Metzger, Joseph Müller, Franz Reinisch, Benedikt Schmittmann, Edith Stein, Johannes Maria Verweyen. Wir sprechen in Deutschland viel von der „unbewältigten Vergangenheit“. Auch die vielen, die wegen ihres Protestes gegen das Unrechтregime ihr Leben einbüßten, gehören zu dieser Vergangenheit. Wir haben uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Waren sie Verräter oder sind sie Märtyrer? Um uns ein vorläufiges Urteil zu bilden, brauchen wir dokumentarische Unterlagen. Sie werden uns im vorliegenden Buch wenigstens in Auswahl geboten. Zunächst wird jeweils in kurzen Daten der Lebenslauf angegeben, dann erst folgen die Dokumente, die, wo notwendig, auch kurz kommentiert sind.

Ein eindrucksvolles und mahnendes Buch. Ein endgültiges Urteil über die hier Genannten — im Sinn der Frage nach dem Mar-

tyrium — wird erst möglich sein, wenn die Dokumente lückenlos vorliegen und mancher der hier angeschnittenen Probleme zur Klärung gebracht sind. Ad. Rodewyk SJ

Weigl, A. M.: Maria Ancilla von Gebssattel. Eine große Liebende. Altötting, Verlag St.-Grignion-Haus o. J. 367 S., kart. DM 6,90.

M. A. von Gebssattel (geb. 5. Dezember 1885, gest. 3. November 1958) ist durch ihre Schriften manchen bekannt. Aber sie hat sich auch durch ihr Wort im Kampf gegen den unchristlichen Zeitgeist größte Verdienste erworben und sich selbst zu einer heroischen Lebensführung emporgerungen. Das Leben dieser Frau und ihre Wirksamkeit verdiente deshalb, nach ihrem Tod wahrheitsgetreu dargestellt zu werden. Tochter alter Adelsfamilien, des Freiherrn Ludwig von Gebssattel und der russischen Wassiljewo Olsujew aus Moskau, bereitete Maria Ancilla von Gebssattel sich in München, Augsburg, Bamberg, Berlin auf den Beruf einer Lehrerin und Erzieherin vor, wurde nach Ausbruch des ersten Weltkrieges in Nürnberg und Würzburg Caritashelferin, war von 1919 bis 1923 Abgeordnete Würzburgs im Bayerischen Landtag und von 1921 bis 1933 Ministerialreferentin des höheren weiblichen Bildungswesens. Im Dritten Reich ihres Postens enthoben, im zweiten Weltkrieg ausgebombt und verarmt, übte sie über zwei Jahrzehnte lang in privaten Kreisen ein unermüdliches, heroisches Apostolat, um schließlich 1951, entsprechend dem Herzenswunsch ihrer Jugend, mit 66 Jahren noch Ordensfrau zu werden und in die Gemeinschaft der Marienschwestern in Altötting einzutreten, wo sie sofort zur Novizenmeisterin ernannt und 1956 zur Oberin gewählt wurde. Durch vielerlei Leiden geprüft und bewährt, durch große Gaben und Gnaden ausgezeichnet, starb sie schließlich als wirkliche Ancilla Domini im Geiste des heiligen Ludwig Maria Grignion, von ihren Mitschwestern als Heilige verehrt, von Bischöfen und hohen Persönlichkeiten als „eine außergewöhnliche Frau mit einem ganz tiefen Innenleben“ geschätzt. Möge das Buch recht viele aus Müdigkeit und Kleinmütigkeit erwecken.

A. Höß SJ